Nummer 443. XXVIII. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Donnerstag, 31. August 1

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Besteht für Deutschland die Gefahr einer Pestepidemie?

Man könnte die gestellte Frage erweitern und sie auf ganz Mitteleuropa anwenden. Denn die Einschleppungsmöglichkeiten des gefürchteten Krankheitserregers sind für den genannten geographisch ziemlich genau begrenzten Abschnitt unseres Welttheiles nahezu gleich stark. Wir glauben aber nach dem allgemeinen Kulturstande Mitteleuropas zu der Antwort berechtigt zu sein, daß die Gefahr einer Pestepidemie nicht vorhanden ist.

Hier und da dürften sich vereinzelte Pestfälle in den Einbruchsstellen des internationalen Verkehrs, also namentlich in den Hafenstädten, ereignen, es können wohl auch landeinwärts einzelne Pesterkrankungen auftreten. Allein das sind gleichsam versprengte Funken, die rasch zertreten werden können, bevor sie, unbeachtet weiterglimmend, ernsten Schaden anzurichten vermögen. Aber, um im Bilde zu bleiben, es kommt vor allem darauf an, jeden einzelnen herumfliegenden Funken zu fassen und im ersten Aufsprühen auszulöschen. Dazu ist zweierlei nöthig. Erstens, daß an dem von der Einschleppungsgefahr am meisten gefährdeten Orte ein zuverlässiger Beobachtungsdienst eingerichtet sei, und daß ganz den gemachten Meldungen rasch und zweckentsprechend verfahren werde. Von einem zuverlässigen Beobachtungsdienst muß aber vor allem die unbedingteste Offenherzigkeit gefordert werden. Es genügt nicht, über einen etwa vorgekommenen Erkrankungsfall behördlicherseits genau unterrichtet zu sein. Nein. Die öffentliche Meinung muß auch sofort von dem wahren Stande der Dinge Kenntniß erhalten. Denn in dieser ungeschminkten Mittheilung einer Thatsache liegt zugleich die sicherste Gewähr des öffentlichen Schutzes. Sobald die Oeffentlichkeit weiß, was unter Umständen auf dem Spiele steht, dann ist auch die Möglichkeit gegeben, durch eine zweckmäßig angeordnete allgemeine wie häusliche Gesundheitspflege der Verbreitung des Krankheitserregers vorzubeugen.

Das ist nämlich das Eigenthümliche bei der Verbreitung aller ansteckenden Krankheiten, daß der Verwaltungsbeamte den größten Theil der Verantwortlichkeit trägt, aber auch tragen muß. Der Verwaltungsbeamte soll und muß das Exekutivorgan für die Anordnungen des nach hygienisch erprobten Gesetzen vorgebildeten Arztes sein. Wo ein zuverlässig eingerichteter Meldedienst vorhanden ist, wo die Anordnungen, welche sich aus diesen Meldungen ergeben, rasch getroffen und mit peinlichster Gewissenhaftigkeit durchgeführt werden, da wird man stets in der Lage sein, die durch eingeschleppte Pesterkrankungen entstandenen Krankheitsherde zu begrenzen und ihre weitere Weiterverbreitung zu verhindern.

Die unerläßliche Voraussetzung ist aber eine straff und ausnahmslos funktionirende Verwaltung. Für unser deutsches Vaterland kann man es ohne Ueberhebung aussprechen, daß dieser unbedingt nothwendige Verwaltungsapparat vorhanden und in guter Ordnung jederzeit verfügbar ist. Die letzte Cholereepidemie hat in dieser Beziehung die Stelle einer Probe auf die Richtigkeit des Exempels abgegeben. Man kann bis zu einem gewissen Grade auch den Verwaltungsorganen der übrigen mitteleuropäischen Staaten das gleiche Zutrauen entgegenbringen. An eine Aufklärung des Thatbestandes kann nicht mehr gedacht werden. Denn der ins früher Ungeahnte gediehenen Entwickelung des telegraphischen Dienstes in der Presse sind die Vorposten in der Verwaltung rechtzeitig alarmirt, der sich heranschleichende Feind kann somit auf der Stelle verfolgt werden. Eine gröbliche Täuschung über die von ihm eingeschlagene Richtung ist wirklich kaum noch möglich. Wir sind also auf einen entsprechenden Empfang des Feindes an unseren äußersten Grenzen gerüstet, so daß von seinem Vordringen ins Innere des Landes nicht das Mindeste zu befürchten ist. Die von einer kurzsichtigen Büreaukratie mit hochmüthiger Geringschätzung behandelte Tagespresse erweist sich gerade in derartig bedrohlichen Zeitläuften wie die gegenwärtigen als einer der wichtigsten Faktoren in dem Dreibund, der zur Vertheidigung unserer Landesgrenzen geschlossen ist. Dieser Dreibund heißt in diesem Falle: Hygiene, Verwaltung und Meldedienst in der Tagespresse! Sind alle diese drei Faktoren auf ihrem Posten, dann kann man auch der Pestgefahr gegenüber in den Ruf einstimmen: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!"

---

* Die **Lage in Transvaal** wird in hiesigen politischen Kreisen zwar als ernst angesehen, doch giebt man noch immer nicht die **Hoffnung auf Erhaltung des Friedens** auf. Allerdings verhehlt man sich nicht, daß Präsident Krüger durch das Anschneiden der Suzeränetätsfrage einen großen Fehler begangen hat; denn er giebt dadurch der englischen Regierung zu den Beschwerden der Uitlanders noch einen zweiten Streitpunkt hinzu. Der gegenwärtige Augenblick, die Suzeränetätsfrage aufzurollen, war von Seiten Transvaals um so weniger geschickt gewählt, als England seit mindestens zehn Jahren sich Transvaal gegenüber noch niemals in einer so günstigen Lage befunden hat wie gegenwärtig, wo es vollständig freie Hand und an keiner anderen Stelle irgend einen Konflikt zu befürchten hat. Dazu kommt, daß die Stimmung in England, wenn auch nicht direkt kriegslustig, so doch von dem Gedanken beseelt ist, daß irgend etwas geschehen müsse, und daß es so wie jetzt unter keinen Umständen weiter gehe. In dieser ungünstigen Lage stehen die beiden Burenrepubliken England vollständig allein gegenüber; denn **wie wir von absolut zuverlässiger Seite versichern können, denkt weder Rußland noch Frankreich daran, zu Gunsten Transvaals eine Intervention zu unternehmen.** Wenn auch derartige Gerüchte anläßlich der Reise des französischen Ministers des Auswärtigen Delcassé nach Petersburg im Umlauf waren, so muß doch Präsident Krüger genau unterrichtet sein, daß er in Wirklichkeit auf eine Intervention von keiner Seite zu rechnen hat. Denn **auch Deutschland** ist selbstverständlich entschlossen, unter allen Umständen die **strikteste Neutralität** zu beobachten. Und wenn auch die deutschen Sympathien immer noch den Buren in vollem Maße zur Seite stehen, so kann das die deutsche Regierung doch nicht bestimmen, auch nur um Haaresbreite von ihrer Politik der Nichtintervention abzuweichen. Da indessen die deutschen Interessen durch einen Konflikt in Südafrika möglicherweise direkt in Mitleidenschaft gezogen werden würden, so hofft man hier mit aller Bestimmtheit, daß die Buren sowohl im eigenen Interesse wie im Interesse der Erhaltung des Friedens überhaupt nichts unversucht lassen werden, um Chamberlain jeden Vorwand einer kriegerischen Lösung der Streitfrage zu nehmen.

* Der von seiner vorjährigen Weißenfelser Rede noch bekannte General der Infanterie v. Spitz hat aus Anlaß eines Spezialfalles entschieden, daß die **Kriegervereine an der Spitze der Civilisation marschiren.** Es handelt sich um das lebensfrohe Rheinland und speziell um Niederlahnstein, wo es allgemeine Mißstimmung erregt hatte, daß der dortige Kriegerverein bei allen Umzügen die erste Stelle beanspruchte, während die übrigen Vereine je nach dem Charakter des Festes auch anderen Vereinen den Vortritt überlassen wollen. Dieser Rangstreit ist dem Vorstand des preußischen Landeskriegerverbandes vorgetragen worden, und dieser hat kürzlich folgende Entscheidung getroffen:

„Nach Ansicht des unterzeichneten Vorstandes ist es ganz selbstverständlich, daß bei derartigen Feiern beziehungsweise Umzügen den Kriegervereinen der Vortritt vor allen übrigen Vereinen gebührt. Abgesehen von dem Zweck unserer Vereine, führen sie mit behördlicher Erlaubniß den preußischen Adler in ihren Fahnen, und es erscheint mit der Würde dieses Symbols und der ihm geschuldeten Achtung nicht vereinbar, daß die Fahnen von sportlichen und Vergnügungsvereinen, welcher Natur sie auch sein mögen, vorangehen zu lassen. Thatsächlich ist dem auch dieser Anspruch der Kriegervereine in Preußen fast überall anerkannt worden. Die bisherige Haltung des Kriegervereins in Niederlahnstein in der in Rede stehenden Angelegenheit können wir nur als völlig korrekt ansehen. Mit kameradschaftlichem Gruß! Der Vorstand des preußischen Landeskriegerverbandes. gez. v. Spitz, General der Infanterie z. D., Vorsitzender."

Vielleicht verzichtet man jetzt bei Festlichkeiten, die keinen militärischen Charakter tragen und von Vereinen arrangirt sind, die mit Kriegervereinen nichts zu thun haben, auf die Theilnahme der letzteren, denen der Vortritt vor allen anderen Korporationen zustehen soll.

Der Prozeß Dreyfus.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Rennes, 31. August.**

Die geheime Sitzung.

Die geheime Sitzung, in welcher die von dem Kriegsministerium zur Verfügung gestellten, auf die technische Diskussion des Bordereaus bezüglichen Dokumente geprüft werden, hat um halb sieben Uhr begonnen. Anwesend sind die Richter, der Regierungskommissar Carrière, Dreyfus, die Vertheidiger Demange und Labori, General Deloye (der Sachverständige der Anklagebehörde) und die Majore Hartmann und Ducros (die Sachverständigen der Vertheidigung).

Von acht Uhr ab warten auf der Straße vor dem Lyceum innerhalb der Absperrungslinie das mit Karten versehene Prozeßpublikum und die Journalisten auf das Oeffnen der Thüren. Es wäre sehr schön, wenn das Kriegsgericht uns den Gefallen thäte, gleich die gesammte technische Diskussion unter Ausschluß der Oeffentlichkeit zu erledigen. Das ist jedoch leider nicht wahrscheinlich und kann ganz keineswegs der Fall sein, da einer der von der Vertheidigung geladenen Sachverständigen der geheimen Prüfung auch nicht beiwohnt, und da besonders auch General Roget, der vor dem Kassationshof mit Major Hartmann über die wichtigsten Fragen höchst uneinig war, sein Wort wird vorbringen wollen.

Um dem Leser kurz klar zu machen, um was es sich bei der ganzen technischen Diskussion dreht, will ich die hauptsächlichen Fragen wiederholen. Es war über die hydraulische Bremse 1894 noch so wenig bekannt, daß nur ein Artillerist wie Dreyfus (nicht ein Truppenoffizier wie Esterhazy) etwas darüber sagen konnte? Hätte ein Artillerist das Wort „hydraulisch" gebraucht und nicht das genauere „hydropneumatisch" angewendet? War die im Bordereau erwähnte Schießvorschrift 1894 so sekret, daß zwar Dreyfus sie in den Generalstabsbüreaus sich verschaffen konnte, sie aber für einen Truppenoffizier nicht zu erlangen war? Ueber diese und eine Anzahl ähnlicher Fragen gehen die Ansichten der Sachverständigen beider Parteien absolut aus einander.

* * *

Der Zeuge Lebrun-Renaud über die Geständnißszene.

Um 9 Uhr wird das Publikum in das Lyceum eingelassen. Es vergeht indessen noch eine halbe Stunde, bis der übliche Kommandoruf des wachhabenden Offiziers ertönt, das Zeichen, daß der Gerichtshof erscheint. Man erzählt, der erste vernommene Zeuge werde der **Hauptmann Lebrun-Renaud** sein. Der Gerichtshof werde also zunächst die Geständnißangelegenheit erörtern lassen. Thatsächlich wird auch zuerst Hauptmann Lebrun-Renaud hereingeführt. Er ist eine breitschulterige, kräftige, etwas gewöhnliche Erscheinung mit gerötheten Gesicht. Er ist in der Uniform der Gendarmerieoffiziere und beginnt: Am Sonnabend, den 5. Januar wurde ich kommandirt, den Kapitän Dreyfus von dem Gefängniß Cherche Midi abzuholen und in die Militärschule zu bringen, wo die Degradation stattfinden sollte. Ich begleitete ihn bis auf den Hof der Militärschule und führte ihn dort in das Wartezimmer. Dreyfus blieb bis neun Uhr dort. Er sprach von der schönen Zukunft, die er gehabt hätte, von seinem großen Vermögen und versicherte, er habe keinen Verrath begangen, aber um halb neun Uhr ließ er sich zu den Worten hinreißen: **„Ich bin unschuldig. In zwei oder drei Jahren wird man sehen, daß ich unschuldig bin.** General Mercier weiß, daß wenn ich Dokumente an Deutschland geliefert habe, sie ohne Wichtigkeit waren, und daß ich es nur gethan habe, um ernstere zu erhalten." Während Dreyfus das sagte, war der Hauptmann d'Attel (inzwischen gestorben) anwesend. Dreyfus bat mich noch, die Ceremonie der Degradation so sehr als möglich zu beschleunigen. Ich that es aus Gefühl der Humanität. Die Ceremonie war für Dreyfus sehr peinlich.

Gleich hinterher traf ich den Oberst Guérin, dem ich die Worte Dreyfus wiederholte. Es standen mehrere Offiziere dabei, Offiziere aller Korps. Lebrun-Renaudt zählt die Anzahl der Personen auf, mit denen er davon gesprochen habe, und fährt fort: Abends brachten die Blätter einen Bericht unter der Ueberschrift: „Geständnisse Dreyfus". Am anderen Morgen um neun Uhr ließ General Gonse mich rufen und fragte mich, ob es wahr sei, daß Dreyfus ein Geständniß abgelegt habe. Ich wiederholte ihm die Worte Dreyfus. Er führte mich zu General Mercier, der mich ins Elysée sandte.

Vor dem Zimmer des Präsidenten hörte ich, wie verschiedene an-

---

Der Montmartre von Berlin.

Von [Nachdruck verboten.]

Alexander Moszkowski.

Montmartre! Man braucht diesen Namen nur zu nennen, um ein Chaos wirbelnder Gestalten in abenteuerlichen Gewändern, ein Heer räthselhafter Begriffe vor dem geistigen Auge heraufzubeschwören, eine Welt kontrastirender Erscheinungen, in der ewiger Karneval und ewiges Elend, Tollheit, Scharfsinn und Künstlerphantasie, olympischer Uebermuth und tiefste Melancholie einander durchdringen und regellos ineinanderfließen. Aus dem Chaos lösen sich Figuren und Gruppen los: dekadente Jünglinge, deren altmodische Röcke und Hüte auf die Vergangenheit, deren Wünsche auf eine utopische Zukunft deuten, kankanirende Umstürzler, holdselig-wahnsinnig lächelnde Mädchen in präraphaelitischer Tracht, Dichter, die abwechselnd aus dem kastalischen Quell und aus der Pfütze schöpfen, Volkssänger, die mit Fetzen genialischen Witzes und plattester Gemeinheit flimmerwirrend jongliren.

Der Frühlingsrausch dieser Montmartre-Herrlichkeit zeigt freilich längst die Symptome vielfältiger Katzenjämmerlichkeit; ja man kann behaupten, daß der wahre bacchantische Zustand nur existirte, so lange man — das heißt die Pariser Welt südlich vom Montmartre — keine Notiz von ihm nahm. Damals lohnte es sich noch, in die Bohême-Gegend des Clichy- und Rochechouart-Viertels zu wandern, um die Pariser Normalstimmung der großen Boulevards für eine Weile loszuwerden und sich von dem Geistesodem eines hochinteressanten Wahnsinns umfächeln zu lassen. In diesen Cabarets und improvisirten Theatern hörte und sah man wirklich, was man sonst nirgends zu hören und sehen bekommen konnte: dunkle Dichter ohne Namen und ohne Patent, die mit der Unfähigkeit eines Theophile paradiren, und sich in einer unvermutheten Strophe als von apollinischen Weihen begnadet darstellten, Kupleds, die förmlich nach dem Nothstift der politischen Censur schrieen, gesprochene und gesungene, getanzte, gemimte und bildlich dargestellte Verwegenheiten der extremsten Art. Aller Darbietungen gemeinsames Kennzeichen aber war die Naivetät, die Selbstverständlichkeit im Exzentrischen, die Abwesenheit der Routine und des Raffinements selbst im Gewagtesten; denn das Publikum war mit den Darstellenden durch die Einheit der Stimmung verbunden, und diese hatten nicht nöthig, zu irgend welcher Pose ihre Zuflucht zu nehmen. Ja, im Grunde genommen war alles, was vom Podium herab ertönte, nur das Echo der umgebenden Gedanken, der Niederschlag des geistigen Lebens im Montmartre selbst.

Ich brauche gar nicht bis in die Zeit des Chat Noir zurückzugehen, wo Rudolf Salis, le Seigneur de Chatnoirville, seine Kunstrichtung „L'école vibrante ou iriso-subversive" in Szene setzte; genug Urwüchsigkeit war auch in den Anfängen der späteren Lokale vorhanden, im „Traiteau de Tabarin", in der „Moulotte", selbst in den zahlreichen unnennbaren Cabarets, in denen neben manchen unmöglich zu beschreibenden Schaustellungen das Kneipenleben selbst den abenteuerlichsten Anstrich gewann; in dem einen bedienten die französischen Könige von den Capetingern aufwärts in historischen Trachten, in dem anderen Todtengräber, Scharfrichter, imitirte Spuk- und Schreckgestalten, oder auch wie noch heute im Cabaret du Ciel blasphemisch angeputzte Teufelsengel. Deutlich entsinne ich mich des Eindrucks, den diese Maskeraden damals auf mich machten; ich empfand sie als die Produkte einer mit Faschingbazillen durchsetzten Oertlichkeit, als Lebensäußerungen eines Zigeunerthums, das mit spielenden Händen Kontroste formt, um sich über die Misere des Tages hinwegzutäuschen.

Aber Paris begann auf den Montmartre aufmerksam zu werden. Die Gardenias und weißen Nelken nebst ihren Damen brachten es allmälig heraus, daß da oben im Norden etwas los sei, und daß dieses Etwas weit amüsanter und viel aparter wäre als die Mehrzahl der Theatervergnügungen zwischen Vaudeville und Renaissance. Es wurde Modesache, sich Abends die Spähe der Dekadenten vormachen zu lassen, und während sich in den hochgesteigerten Einnahmen der kleinen Theater und Singspielkneipen eine scheinbare Blüthe ankündigte, begann die Wurzel der Montmartrepoesie zu verfaulen. Denn nun galt es, die feinen Leute zu verblüffen und den harmlosen Blödsinn auf die Höhe des Fünffranken-Entrees zu schrauben. Die Natürlichkeit schlug täglich weiteres Terrain, und wenn auch einzelne vortragende Künstler wie Fermy und Furcy ihr großes Talent gegen den Ansturm des innerstädtischen Beifalls zu retten wußten, so ging doch die Gesammtheit in der Berührung mit der verfümirten Welt künstlerisch zu Grunde. Es war deutlich zu verfolgen, wie das naive Dekadententhum in sich selbst eine Dekadence erlebte, seitdem es erfahren, wie außerordentlich interessant es den Leuten da draußen vorkam.

Immerhin stellt der Montmartre auch heute noch eine Welt für sich dar, denn in der Nachbarschaft der großen überfluteten Heerstraße haben sich gewisse Seitenpfade erhalten, in denen neben der Tünche die Originalfarbe zur Geltung kommt. Und in den obskuren Lokalen singt man noch immer mit Ueberzeugung Lieder, die den Montmartre